



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

Satz – Äußerung – Schema

Dürscheid, Christa ; Schneider, Jan Georg

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-99183>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Dürscheid, Christa; Schneider, Jan Georg (2015). Satz – Äußerung – Schema. In: Felder, Ekkehard; Gardt, Andreas. Handbuch Sprache und Wissen. Berlin, Germany; Boston, USA: de Gruyter, 167-194.

8. Satz – Äußerung – Schema

Abstract: Im Beitrag werden einleitend grundagentheoretische Aspekte zum Verhältnis von Sprachsystem (Langue) und Sprachgebrauch (Parole) sowie zu den basalen Einheiten in der Linguistik diskutiert. In Abschnitt 3 folgen Überlegungen zu dem in der Grammatiktradition zentralen Terminus *Satz*. Hier werden nicht nur ausgewählte Definitionen vorgestellt, es wird auch gezeigt, wie der wissenschaftliche Diskurs über das Satzkonzept in den letzten Jahrzehnten geführt wurde, und es wird die Frage diskutiert, ob der Satz als zentrale Analyseeinheit der Syntax geeignet ist. Abschnitt 4 behandelt die Frage, wie Äußerungen definiert werden können und wie sich komplexe sprachliche Einheiten (z. B. Gesprächsbeiträge, Texte) in Äußerungen untergliedern lassen. In diesem Zusammenhang plädieren wir auch dafür, den Terminus *Äußerung* modalitätsübergreifend, als Oberbegriff für kommunikativ-funktionale Einheiten in Interaktionen der gesprochenen, geschriebenen und gebärdeten Sprache, zu verwenden. In Abschnitt 5 wird die dritte im Titel genannte Beschreibungskategorie eingeführt, die in der einschlägigen Literatur gegenüber Satz und Äußerung zu Unrecht in den Hintergrund tritt: *Schema*. Hier wird gezeigt, dass das Schema nicht nur als komplexe kognitive Einheit aufgefasst werden kann, sondern auch als basale linguistische Analyseeinheit. Zu diesem Zweck erläutern wir zunächst den Schemabegriff vor dem Hintergrund der philosophischen Tradition, dann grenzen wir ihn als Terminus von *Konstruktion* und *Muster* ab. Im Anschluss daran zeigen wir, dass die Grammatik aller drei Modalitäten, der Lautsprache, der Schriftsprache und der Gebärdensprache, auf der Umsetzung basaler Schemata beruht. Bei diesem Schematisierungsprozess spielt – wie am Ende von Abschnitt 5 dargelegt wird – das Bezugnahmeverfahren der Exemplifikation eine entscheidende Rolle. Abschließend plädieren wir dafür, den Schemabegriff auch auf die Syntax redebegleitender Gesten anzuwenden.

- 1 Einführung
- 2 Langue und Parole
- 3 Zur Vielgestaltigkeit des Satzbegriffs
- 4 Äußerungen als kommunikativ-funktionale Einheiten
- 5 Das Schema als basale syntaktische Analyseeinheit
- 6 Fazit
- 7 Literatur

1 Einführung

Auf welcher Komplexitätsebene liegen Sätze und Äußerungen? In welcher Relation stehen beide zu Schemata? Und wie verhalten sich diese Analysekatégorien zu den drei sprachlichen Modalitäten, der geschriebenen, gesprochenen und gebärdeten Sprache? Zumindest in der geschriebenen Sprache stellt der Satz – bei allen Schwierigkeiten, die seine Definition mit sich bringt – nach wie vor und auch unserer alltagsweltlichen Intuition entsprechend eine zentrale Analysekatégorie dar. So wird in der Duden-Grammatik erläutert, dass die vier Einheiten der geschriebenen Sprache der Buchstabe, das Wort, der Satz und der Text seien (vgl. Duden 2009, 1165) und dem Satz ein eigenes Großkapitel gewidmet. Was die gesprochene Sprache betrifft, werden gar fünf grundlegende Einheiten genannt, der Laut, das Wort, die funktionale Einheit, der Gesprächsbeitrag und das Gespräch (vgl. Duden 2009, 1165), der Satz ist in dieser Auflistung aber nicht enthalten. Doch tritt hier auch nicht der Terminus *Äußerung* auf. Das mag erstaunen, denn die Vermutung liegt nahe (und wird durch den Titel unseres Beitrags möglicherweise auch suggeriert), dass Sätze in der geschriebenen Sprache und Äußerungen in der gesprochenen Sprache auf einer Ebene liegen.

Inwieweit diese Vermutung zutreffend ist und wo die Grenzen einer solchen Parallelisierung von Satz und Äußerung liegen, wird weiter unten gezeigt. Wie wir aber hieran schon sehen, gibt es Gründe dafür, anzunehmen, dass die Gliederungseinheiten der gesprochenen und der geschriebenen Sprache nicht dieselben sind. Ein Grund ist der, dass die gesprochene Sprache anderen kommunikativen Bedingungen unterliegt als die geschriebene. Diese Bedingungen sind im prototypischen Fall durch Merkmale wie Interaktivität, Kopräsenz der Kommunikationspartner, Zeitlichkeit, Flüchtigkeit u. a. (vgl. dazu ausführlich Fiehler et al. 2004, Dürscheid 2012, 24–34, Hennig 2006, 71–86) gekennzeichnet. Und damit kommen wir zurück zum Satzbegriff: Gerade wenn es sich in der gesprochenen Sprache um eine dialogische Kommunikation handelt (also nicht z. B. um eine Predigt), in der die Kommunikationspartner spontan interagieren, dann hat das zur Folge, dass ihre Redebeiträge oft nicht – herkömmlichen Vorstellungen entsprechend – satzförmig sind. Betrachten wir dazu den folgenden Mini-Dialog, in dem als Antwort ein ganzer Satz (mit Subjekt und Prädikat) geäußert wird: (A) „Wann treffen wir uns heute?“, (B) „Wir treffen uns heute um neun Uhr“. Die Antwort von (B) ist befremdlich, man erwartet hier nur eine Aussage, die auf die Uhrzeit Bezug nimmt (z. B. „Um neun“) – nicht mehr als das. Insofern geht die bekannte Ermahnung „Sprich in ganzen Sätzen!“ an den kommunikativen Anforderungen im Gespräch vorbei; das an der geschriebenen Sprache entwickelte Ideal der grammatischen Vollständigkeit von Sätzen ist hier nicht in gleicher Weise anwendbar. Und das wiederum hat in der Forschung dazu geführt, dass der Satzbegriff in vielen Arbeiten zur gesprochenen Sprache (und so auch im Duden-Kapitel „Gesprochene Sprache“, vgl. Duden 2009, 1165–1244) ganz aufgegeben wurde.

Halten wir an dieser Stelle fest, dass die Gliederungsprinzipien im Gesprochenen andere sind als im Geschriebenen und sich – aus guten Gründen – die Frage stellt,

ob das Satzkonzept mit Bezug auf die gesprochene Sprache überhaupt anwendbar ist. Das wiederum führt uns zu dem nächsten Begriff, der weiter unten diskutiert werden soll, dem der Äußerung. So wurde in der Gesprochene-Sprache-Forschung dafür argumentiert, dass man Gesprächsbeiträge nicht nach Sätzen, sondern nach „Äußerungseinheiten“ (Terminus von Rath 1979) untergliedern sollte. Doch wo liegen die Grenzen zwischen den Äußerungseinheiten innerhalb eines Gesprächsbeitrages, und ist es berechtigt, diesen Terminus – wie Rainer Rath und viele andere es tun – nur auf die gesprochene Sprache zu beziehen und nicht auch auf die geschriebene und gebärdete Sprache? Und wie verhält es sich mit Gesten, die in der Lautsprache redendbegleitend eingesetzt werden oder als alleinige kommunikative Handlung auftreten können (z. B. ein Kopfschütteln)? Haben auch sie den Status von Äußerungen?

Bevor wir uns diesen Fragen im Folgenden zuwenden, wollen wir in Abschnitt 2 die grundsätzliche Frage behandeln, wie das Verhältnis von *Langue* und *Parole* vor dem Hintergrund gebrauchsbasierter und medialitätstheoretischer Ansätze zu konzeptualisieren ist. Im Anschluss daran legen wir den Schwerpunkt auf die zahlreichen, in der Literatur vorfindlichen Aussagen zur Definition von Satz (Abschnitt 3). Bereits vorweg sei hier schon angemerkt, dass sich in der Grammatikschreibung auch deshalb so viele Definitionen finden, weil der Satzbegriff im Deutschen mehrdeutig ist – anders als im Englischen und Französischen z. B., wo eine Unterscheidung zwischen *sentence* und *clause* respektive *phrase* und *proposition* gemacht wird. In Abschnitt 4 werden die in der linguistischen Forschung genannten Merkmale von Äußerungen (im Unterschied zu Sätzen) rekapituliert und auf alle drei Modalitäten, die gesprochene, geschriebene und gebärdete Sprache bezogen. Hier werden wir auch dafür argumentieren, dass immer dann von einer Äußerung die Rede sein kann, wenn – im Sinne der Relevanztheorie von Sperber/Wilson (1995) – ein Akt ostensiver Kommunikation vorliegt, eine Handlung also intentional zur Kommunikation eingesetzt bzw. als abgeschlossene zeichenhafte Einheit verstanden wird. Das bedeutet, dass auch ein Räuspern beispielsweise in einer Interaktion als Äußerung (= kommunikative Handlung) klassifiziert werden kann, aber nicht muss (so z. B. wenn das Räuspern Folge einer Erkältung ist). In Abschnitt 5 schließlich werden wir die beiden Konzepte ‚Satz‘ und ‚Äußerung‘ auf den Schemabegriff beziehen und darlegen, dass das Schema eine basale linguistische Einheit darstellt, die Sätzen und Äußerungen zugrunde liegt und für die modalitätsübergreifende Beschreibung sprachlicher Strukturen besonders geeignet ist.

2 *Langue* und *Parole*

In jeder Grammatiktheorie ist eine Unterscheidung zwischen Äußerung und dazugehörigem Muster, Schema o. Ä. – wir lassen die Terminologie hier zunächst noch offen – unabdingbar. Dies gilt nicht nur für klassische systemlinguistische Ansätze

generativer oder strukturaler Prägung, sondern auch für gebrauchsbasierte und oberflächennahe Grammatiktheorien, in welchen Medialität als grundlegender Faktor mit einbezogen wird. Würde eine Lautfolge, eine Figurenanordnung auf Papier, eine Handbewegung nicht jeweils als Zeichen eines Zeichensystems verstanden, dann hätten wir es eben nicht mit einem Sprachzeichen, sondern mit etwas anderem, etwa einem Geräusch, einem Bild, einer unwillkürlichen Handbewegung zu tun. Dass man in diesem allgemeinen Sinne zwischen System (Langue) und Performanz (Parole) sowie zwischen Type und Token unterscheiden muss, gehört zu den unstrittigen Grundannahmen jedweder Grammatiktheorie – sei sie nun eher generativ, valenztheoretisch oder konstruktionsgrammatisch ausgerichtet. Die Frage ist aber, wie das Verhältnis von Langue und Parole genauer zu bestimmen ist und wie sich Type und Token zueinander verhalten. Darauf wurden in der Geschichte der Linguistik sehr unterschiedliche Antworten gegeben. Schulbildend war hier ohne Frage der *Cours de linguistique générale* (CLG), der wohl am stärksten rezipierte Grundlagentext zur Langue-Parole-Unterscheidung. Der letzte Satz des *Cours* lautet:

[L]a linguistique a pour unique et véritable objet la langue envisagée en elle-même et pour elle-même. (CLG, 317)

([D]ie Sprache an und für sich selbst betrachtet ist der einzige wirkliche Gegenstand der Sprachwissenschaft. GRF, 279)

In dieser Formulierung, die nicht von Saussure selbst stammt, sondern von den Herausgebern Bally und Sechehaye eingefügt wurde, wird die Parole marginalisiert. Das einzige wahre Untersuchungsobjekt der Linguistik sei die Langue; die Parole dagegen wird – wie es an anderer Stelle im *Cours* heißt – als bloße Aufführung der „Symphonie“ Langue konzeptualisiert, ohne dass die Aufführung die Symphonie jemals verändern würde (CLG, 36). Diese ‚undialektische‘, gebrauchsferne Sicht des Langue-Parole-Verhältnisses wurde durch Herausgeber-Eingriffe in die Vorlesungsmitschriften befördert, von denen Bally und Sechehaye ahnten, dass Saussure sie möglicherweise nicht autorisiert hätte (vgl. CLG, Vorwort, 11 und ausführlich hierzu Jäger 2010, 9–24). Andererseits hat diese Sicht die Saussure-Rezeption in der strukturalen Sprachwissenschaft und auch in der Konstruktionsgrammatik geprägt (vgl. Goldberg 1995, 2006; vgl. auch Schneider 2014).

Ein zweiter Grund, warum die Saussure'sche Semiologie gerade in grammatiktheoretischen Ansätzen eher wenig und erst recht nicht affirmativ rezipiert wird, besteht wohl darin, dass Saussure sich – und das gilt auch für den Saussure der Quellentexte – bei der Konstitution des Zeichenbegriffs stark auf die Einzelwortebene konzentrierte und den Satz (*la phrase*) als Element der Parole, nicht der Langue, definierte:

La phrase est le type par excellence du syntagme. Mais elle appartient à la parole, non à la langue [...]. (CLG, 172) (Der Satz ist der Haupttypus der Anreihung, aber er gehört dem Sprechen an und nicht der Sprache [...]. GRF, 148)

Aufgrund dieser Formulierung gelangt Beat Louis Müller (1985, 21) zu der kritischen Auffassung, dass Saussure „das Spannungsverhältnis von Satz und Wort nicht einholen konnte“. Es sei ihm „bei seiner Sprachkonzeption“ nämlich „gar nichts anderes übrig[geblieben], als den Satz in seiner strengen Dichotomie als ‚unitas non grata‘ zur parole zu schlagen und ihn damit letztlich als nicht-linguistischen Gegenstand abzutun.“ Paradoxiertweise habe also gerade jener Forscher, „der das Fundament der modernen, synchronischen Sprachwissenschaft legte“, deren „Hauptgegenstand“, nämlich den Satz, aus den Augen verloren.

Saussures Entscheidung, den Satz der Parole zuzuordnen, hat aber auch heute noch durchaus ihre Plausibilität, zumindest kann sie nicht einfach als überholt abgetan werden. *Satz* ist in unserer Geistes- und Kulturgeschichte ein beinahe hoffnungslos mehrdeutiger Ausdruck. In der Logik spielt er ebenso wie in der Rhetorik und der Grammatik eine zentrale Rolle. Wenn wir in der geschriebenen Sprache einen Satz formulieren, so handelt es sich um eine geschriebensprachliche Äußerung und somit um ein Parole-Phänomen. Auch die vielen psychologisch orientierten Satz-Definitionen (z. B. ‚Der Satz ist Ausdruck eines Gedankens‘) verweisen auf diese Parole-Bezogenheit des Begriffs: Ein ‚ausgedrückter‘ Gedanke mit einer konkreten Referenz und Prädikation kann wohl nur als Parole-Phänomen aufgefasst werden. Andererseits gibt es – wie in Abschnitt 3 mit Blick auf die Mehrdeutigkeit des Satzbegriffs genauer dargelegt wird – auch zahlreiche Definitionen, die den Satz der *Langue* zuordnen.

Müller wird Saussure aber auch insofern nicht gerecht, als er hier unerwähnt lässt, dass im *Cours* unmittelbar im Anschluss an die Formulierung zum Satzbegriff (vgl. CLG, 172) dargelegt wird, dass andere komplexe Syntagmen, insbesondere Phraselogismen und weitere lexikalisch voll- und teilspezifizierte Konstruktionen sehr wohl der *Langue* zuzuordnen seien, da es sich um fest gespeicherte Muster bzw. Schemata handelt. Der Satz dagegen sei durch eine „Freiheit der Kombinationen“ gekennzeichnet und mithin Element der Parole:

Le propre de la parole, c'est la liberté des combinaisons; il faut donc se demander si tous les syntagmes sont également libres. (CLG, 172) (Die Besonderheit des Sprechens ist die Freiheit der Zusammenstellungen; man muß sich also fragen, ob alle Anreihungen gleichermaßen frei sind. GRF, 149)

Der Saussure des *Cours* bringt hier also – ebenso wie der Saussure der Quellentexte – die Idee sprachlicher Kreativität ins Spiel. Menschen sind in der Lage, frei mit Sprache umzugehen, in Situationen ad hoc neue sprachliche Gebilde zu erzeugen. Gleichzeitig erwähnt er die Idee mehr oder weniger fester Syntagmen. Eben jenes Spannungsverhältnis ist es ja, mit dem sich die Konstruktionsgrammatik heute auseinandersetzt. Was ist in einer Sprache Konstruktion, was ist keine mehr? Haben vielleicht sogar alle sprachlichen Zeichen Konstruktionsstatus?

Ob der Satz tatsächlich als zentrale Kategorie der Syntaxtheorie taugt oder ob Saussure Recht hat, wenn er ihn der Parole zuordnet, wird in Abschnitt 3 auf der Grundlage unterschiedlicher Satzdefinitionen diskutiert. Hier können wir aber bereits Folgendes festhalten: Auch nach Saussure sind komplexe Zeichen, nämlich Syntagmen, der Langue zuzuordnen, selbst wenn er sich sowohl im *Cours* als auch in den Quellentexten am Einzelwort als Prototyp eines sprachlichen Zeichens orientiert. Eine Herausforderung ist es also, den Saussure'schen Zeichenbegriff im Hinblick auf komplexere Zeichen, genauer gesagt Zeichenschemata, zu spezifizieren. Das werden wir in Abschnitt 5 zu leisten versuchen.

Auf jeden Fall kann man die Langue nach Saussure als ein System einfacher und komplexer Zeichen auffassen. Dies ist ein grundlegender Unterschied zum generativen Paradigma, das sich von vornherein nicht am Zeichenbegriff orientiert. Nur die konsequente Trennung von Signifiant und Signifié ermöglicht ja in der Generativen Grammatik die Annahme eines autonomen, d. h. für sich existierenden Syntaxmoduls (vgl. Stetter 2005, 194f.). Dieses Syntaxmodul interagiert, so die Annahme, im menschlichen Gehirn zwar mit anderen Modulen, jedoch wird die Sprachkompetenz – anders als beim zeichentheoretischen Ansatz – nicht als Teil eines ganzheitlichen kognitiven Vermögens betrachtet, sondern davon abgetrennt. Bei Chomsky wird die sprachliche Kompetenz also tatsächlich als ein neuronales System ‚hinter‘ der Performanz/Parole konzeptualisiert, nicht als etwas, das im alltagsweltlichen Sinne als ‚Sprache‘ zu bezeichnen wäre. Kaum etwas hat die Linguistik des 20. Jahrhunderts so sehr geprägt wie diese Konzeption von Grammatik als einem internen System (vgl. Linz 2002, 48ff.), das von der Performanz gänzlich abgekoppelt ist.

Eine andere Möglichkeit, die Langue im Anschluss an Saussure zu konzipieren, hat Christian Stetter in seinem Buch „System und Performanz“ präsentiert: Die Langue könne nicht hinter der Parole, sondern nur *in* dieser gefunden werden (vgl. Stetter 2005, 217). Stetter konzipiert die Langue als ein System von Types, die Types wiederum als Mengen einander hinreichend ähnlicher Tokens (vgl. Stetter 2005, 199 und 267). Jeder sprachliche Type konstituiert sich, so Stetter, im Gebrauch, in der sprachlichen Interaktion, in der Iteration von Tokens. Hiermit kommt also die Frage nach der Typenbildung, der Typisierung, in den Blick; gleichzeitig wird der Zusammenhang zwischen Typisierung und Variation deutlich. So klingt ein von Sprecher XY geäußertes Wort – nehmen wir das Wort *daneben* – nie genauso, wie wenn es von jemand anderem geäußert wird; es klingt auch nie genau gleich, wenn es von XY selbst mehrfach geäußert wird. Dennoch ist es normalerweise als das Wort *daneben* zu verstehen, eben weil eine Typisierung durch Token-Iteration in einem differentiellen Sprachsystem vonstattengeht. Mit anderen Worten: In einer Art „Überschreibverfahren“ (Stetter 2005, 273ff.) von Tokens bildet sich jeder Type in Differenz zu anderen Types heraus. Das arbiträre Zeichen als Type wird durch das System einerseits stabilisiert, andererseits erklärt die Parole-Gebundenheit der Langue auch deren Fragilität, Variabilität und Veränderlichkeit. Denn die geäußerten Tokens sind ja nie genau gleich, sondern einander nur hinreichend ähnlich, d. h. so ähnlich, dass die

Verständigung gewährleistet bleibt. Die *Langue* ist also gleichermaßen durch Varianz und Konstanz gekennzeichnet. Saussure selbst trägt diesem Umstand durch seine Diskussion sprachlicher „Identitäten“ sowohl im *Cours* als auch in den Quellentexten Rechnung (vgl. CLG, 150ff., 246ff., Saussure 1997, 302f. und 365–371): Jedes Sprachzeichen existiert „nur in den Reihen seiner Versionen“ (Fehr 1997, 133) – also Tokens –; es wird, so Saussure, „im Zeitraum von 24 Stunden Tausende von Malen neu ediert“ (Saussure 1997, 303) und findet so Eingang in das Netzwerk der *Langue*.

Dieser Zusammenhang lässt auch das Faktum des unablässigen Sprachwandels, das für alles Sprechen charakteristisch ist, als wenig verwunderlich erscheinen: *Langue* und *Parole* stehen in permanenter Wechselwirkung miteinander, und zwar sowohl auf individueller als auch auf sozialer Ebene. In der sozialen Interaktion und in der individuellen *Parole* der Sprecher und Schreiber bilden sich iterierbare Zeichen heraus, die in die individuelle *Langue* jedes Einzelnen und auch in die *Langue* als soziales System Eingang finden. Umgekehrt kann nur derjenige sprachlich interagieren, der bereits über einfache als auch komplexe sprachliche Zeichen verfügt und diese im Gehirn gespeichert hat und abrufen kann (vgl. CLG/E (I), 383f., I R 2.23, 2560, Saussure 2003, 164, Jäger 2010, 188f.). Wir haben es also – anders als es der *Cours* stellenweise nahelegt – nicht mit einem Verhältnis vom Typus Symphonie-Aufführung (vgl. CLG, 36) zu tun, sondern eher mit einem Henne-Ei-Verhältnis. Das heißt, Sprechen bedeutet von Anfang an: sprachliche Zeichen verwenden, die zu einem Sprachsystem gehören; andererseits wird das Sprachsystem in der *Parole* hervorgebracht und kann auch – wie oben gesagt – nur in ihr gefunden werden.

Wie sich auf der Grundlage dieser Konzeption von *Langue* und *Parole* die Herausbildung komplexer Zeichen modellieren lässt, wird in Abschnitt 5 dargelegt. Zunächst aber soll eine Instanz komplexer Zeichen genauer betrachtet werden: der Satz. Weiter unten werden wir zwar, u. a. aufgrund der Mehrdeutigkeit des Satzbegriffs, dafür plädieren, nicht den Satz, sondern das komplexe Zeichenschema als Domäne der Syntax zu begreifen; jedoch verdient auch der Satz – nicht zuletzt aufgrund seiner historischen Bedeutung für die Linguistik – eingehende Beachtung.

3 Zur Vielgestaltigkeit des Satzbegriffs

Ein Satz ist eine syntaktische Einheit, die nicht ihrerseits in eine größere syntaktische Einheit eingebettet ist. Das ist nur eine der zahlreichen Definitionen von Satz, die es in der zweitausendjährigen Geschichte der Sprachwissenschaft gegeben hat; je nachdem, aus welcher Perspektive der Satz betrachtet wird (z. B. Grammatik, Logik, Pragmatik), ist die Definition eine andere. Was die Grammatik betrifft, so lässt sich festhalten, dass die obige Definition noch am ehesten konsensfähig ist. Sie geht auf den bekannten amerikanischen Strukturalisten Leonard Bloomfield zurück, der in einem Aufsatz von 1926 schreibt:

A maximum construction in any utterance is a sentence. Thus, a sentence is a construction which, in the given utterance, is not part of any larger construction. Every utterance therefore consists of one or more sentences [...]. (Bloomfield 1926, 158)

Danach sind Sequenzen wie *der Junge* und *das Kind* Phrasen, die in größere Konstruktionen eingebettet sein können (z. B. *Sie wartet auf das Kind*); für einen Satz wie *Der Junge kommt sehr spät* gilt das dagegen nicht, diese Sequenz ist ihrerseits nicht Teil einer größeren Konstruktion. Eine solche Definition freilich setzt voraus, dass größere sprachliche Einheiten (z. B. Texte und Gespräche) nicht als Konstruktionen bezeichnet werden – eine Annahme, die gerade in jüngster Zeit im Kontext der Konstruktionsgrammatik (vgl. Lasch/Ziem 2013) in Frage gestellt wird.

Wie weit verbreitet Bloomfields Satzdefinition ist, zeigt sich u. a. daran, dass sie sich in der einen oder anderen Formulierung immer wieder in Grammatiken findet. So heißt es bei Matthews (1993, 95) in seiner Übersicht zu den zentralen Konzepten der Syntax: „If the sentence is the largest syntactic unit, the smallest is traditionally the word“. Und auch in der Duden-Grammatik (2009, 764) ist zu lesen, der Satz sei „die größte Einheit, die man mit den Regeln der Syntax erzeugen kann.“ Im Duden werden noch zwei weitere Satzdefinitionen genannt, die ebenfalls weit verbreitet sind und deshalb hier auch erwähnt werden sollen. Es ist zum einen die Aussage, ein prototypischer Satz „ist eine abgeschlossene Einheit, die nach den Regeln der Syntax gebildet worden ist“ (Duden 2009, 764). Ein Vorteil dieser Definition sei, so heißt es dazu, dass man damit dem Umstand Rechnung tragen könne, dass Sätze ohne finites Verb (z. B. *Hinaus mit dir!*) auftreten oder nur aus einem Wort bestehen (z. B. *Feuer!*). Ob es sich bei den genannten Beispielen aber tatsächlich um Sätze bzw. – in der Terminologie von Duden (2009, 763) – um „satzwertige Fügungen (Satzäquivalente)“ handelt, ist eine Frage, die mit der jeweiligen Satzdefinition zusammenhängt. Die folgende Definition, die auch aus der Duden-Grammatik stammt, schließt solche Beispiele auf jeden Fall aus: „Ein Satz ist eine Einheit, die aus einem Prädikat mit finitem Verb und allen zugehörigen Satzgliedern besteht“ (Duden 2009, 763, vgl. auch Zifonun et al. 1997, 86f., Hennig 2006, 178–181).

Kommen wir an dieser Stelle zurück auf das obige Zitat von Leonard Bloomfield. Bloomfield stellt fest, dass jede Äußerung aus einem oder mehreren Sätzen besteht; er setzt Sätze also in Beziehung zu Äußerungen („utterances“). Eine solche Koppelung von Satz und Äußerung findet sich in vielen linguistischen Arbeiten; und fast hat man den Eindruck, dass man das eine nicht ohne das andere definieren kann. So wird auch in Chomskys *Syntactic Structures*, dem Erstlingswerk der Generativen Grammatik, ein Unterschied zwischen Sätzen (als grammatisch wohlgeformten Sequenzen) und Äußerungen (als auf empirischer Grundlage gewonnenen Einheiten) gemacht:

On what basis do we actually go about separating grammatical sequences from ungrammatical sequences? [...] First, it is obvious that the set of grammatical sentences cannot be identified with any particular corpus of utterances obtained by the linguist in his field work. (Chomsky 1957, 15)

Hans-Jürgen Heringer stellt ebenfalls eine enge Beziehung zwischen Satz und Äußerung her, wenn er den Satz bereits Anfang der Siebzigerjahre in seinem Buch „Deutsche Syntax“ als „Muster für kleinste, potentiell selbständige Äußerungen“ definiert (1972, 11). Und auch in Arbeiten aus dem Bereich der Pragmatik werden die beiden Konzepte in Beziehung zueinander gesetzt, wobei hier der Blick in der Regel nicht vom Satz auf die Äußerung, sondern von der Äußerung auf den Satz gerichtet ist. Das ist z. B. der Fall in der Pragmatik-Einführung von Jörg Meibauer, der betont, dass Äußerungen eine kommunikative Funktion haben und sich diese Funktion nur über den Kontext bestimmen lasse. Das gelte für Sätze nicht, sie sind, so Meibauer (2008, 8), „als potentielles Produkt der Grammatik denkbar, die vielleicht noch nie geäußert worden sind und vielleicht auch nie geäußert werden.“ Diese Formulierung macht deutlich, dass Meibauer Sätze – ebenso wie Heringer – der *Langue* zuordnet und sie nicht als Mitteilungseinheiten ansieht. Bei einer solchen Definition entfällt allerdings die Möglichkeit, Sätze von strukturell anderen Äußerungseinheiten funktional abzugrenzen.

Dass Sätze (als Mitteilungseinheiten) in der gesprochenen Sprache eine besondere kommunikative Funktion wahrnehmen können, zeigt Arnulf Deppermann in seinem Aufsatz „Über Sätze in Gesprächsbeiträgen“ sehr anschaulich. Danach haben Sätze, die am Anfang eines Redebeitrags stehen, die Funktion, einen Redegegenstand zu etablieren. Sie werden gebraucht, wenn der Sprecher „eine neue Initiative ergreift, eine eigene Perspektive in der Interaktion deutlich macht“ (Deppermann 2012, 12), also nicht nur Stellung zu etwas vorher Gesagtem nimmt. In Deppermanns Ausführungen wird allerdings vorausgesetzt, dass es sich bei Sätzen um syntaktische Einheiten handelt, die ein finites Verb enthalten und bei denen durch die Füllung der Argumentstellen und die damit verbundene Referenzierung ein neuer Redegegenstand eingeführt werden kann. Würde Deppermann Sätze – wie etwa Heringer – als Muster für kleinste potentiell selbständige Äußerungen definieren, so könnte er in Bezug auf das Gespräch gar nicht zwischen Sätzen und anderen selbständigen Syntagmen unterscheiden. Hier zeigt sich, dass man sich in linguistischen Untersuchungen zwischen einem pragmatisch definierten Satzbegriff (*à la* Heringer) und einem strukturell definierten (wie Deppermann ihn verwendet) entscheiden muss, wenn man konsistent argumentieren will. Wir kommen am Ende dieses Abschnitts darauf zurück.

Vorweg sei noch eine weitere Satzdefinition angeführt, die in der Forschung ebenfalls viel Beachtung gefunden hat und stellvertretend für viele Arbeiten steht, die am Ende des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts einen an der Psychologie angelehnten Satzbegriff zugrunde legen:

Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsmassen in der Seele des Sprechenden sich vollzogen hat und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen. (Paul 1919, 10)

Wie Paul weiter ausführt, besteht ein Satz aus mindestens zwei Gliedern, Subjekt und Prädikat, die ihrerseits in einer bestimmten Relation zueinander stehen (vgl. Paul 1919, 11). Allerdings darf man diese beiden Glieder nicht mit der herkömmlichen Subjekt-Prädikat-Unterscheidung gleichsetzen, sie stellen vielmehr, so Hermann Paul, ein ‚psychologisches‘ Subjekt und ein ‚psychologisches‘ Prädikat dar. Danach ist in dem Satz *Mich friert* das Akkusativpronomen *Mich* das psychologische Subjekt (d. h. die Vorstellung, die zuerst „in der Seele des Sprechenden“ vorhanden ist), das Verb *friert* das psychologische Prädikat (d. h. die Vorstellung, die daran angeknüpft wird). Eine solche Definition hat zwar den Vorteil, dass auch Sequenzen, die nicht der prototypischen Zuordnung von Nominativkasus und Subjektfunktion entsprechen, als Sätze klassifiziert werden, doch wird dadurch ein charakteristisches Formmerkmal von Nominalgruppen im Subjekt aufgegeben: ihre nominativische Markierung.

Historisch gesehen hängt dieser psychologische Satzbegriff eng mit dem logischen zusammen. Schon bei Platon und Aristoteles wird der Satz (*logos*) als eine sprachliche Erscheinung gesehen, bei der einem Subjekt bzw. einem Referenzobjekt ein Prädikat zugesprochen wird (vgl. Platon: *Kratylos* 385b, *Sophistes* 261e, 262a; Aristoteles: *Kategorien* V, 2a, 19ff.). In der modernen Linguistik wird durch diese Definition aber eher Verwirrung gestiftet, denn ein logisches Prädikat kann nach dieser Auffassung auch mehr als lediglich ein finites Verb umfassen. Es handelt sich danach immer um denjenigen Teil des Satzes, der dazu dient, eine Aussage über das Referenzobjekt zu machen. In dem Satz *Paul geht zur Schule* ist also – logisch gesehen – die Person Paul das Referenzobjekt, das Wort *Paul* der Referenz Ausdruck und *geht zur Schule* das Prädikat, das Paul zugesprochen wird. Interessanterweise steht z. B. auch Chomskys Definition von *Verbalphrase* in der Tradition dieses logischen Prädikatsbegriffs. Um die Ebenen zu trennen und die Vermischung mit der formalen Logik zu vermeiden, ist für die Syntax von einem solchen Satz- und Prädikatsbegriff abzuraten.

An dieser Stelle könnte man noch weitere Satzdefinitionen anführen, jedoch mögen die hier vorgestellten für die Zwecke unseres Beitrags genügen (einen informativen Überblick bietet Müller 1985). Stattdessen möchten wir noch auf den wissenschaftlichen Diskurs zum Satzbegriff eingehen, denn dieser macht deutlich, dass das Ringen um eine adäquate Satzdefinition bis heute die Geschichte der Sprachwissenschaft begleitet. So beginnt Hermann Paul das Kapitel, aus dem seine Satzdefinition stammt, mit der Feststellung: „Der Begriff ‚Satz‘ ist freilich nicht so einfach zu bestimmen, und sehr verschiedene Definitionen sind aufgestellt“ (1919, 10). Viele dieser Definitionen sind in der Arbeit von John Ries (1931), die die Überschrift „Was ist ein Satz?“ trägt, zusammengestellt. Ries präsentiert auf über 180 Seiten seine eigenen Überlegungen zur Satzproblematik, dann folgt eine alphabetisch geordnete, 16 Seiten umfassende Liste mit einer Zusammenstellung früherer Definitionen. In dieser Liste finden sich 140 Zitate von Johann Christoph Adelung über Apollonios Dyskolos, Karl Ferdinand Becker, Karl Bühler, Jakob Grimm, Wilhelm von Humboldt, Otto Jespersen, André Meillet, Hermann Paul, Ludwig Sütterlin, Wilhelm Wundt u. v. a. bis Hermann Ziemer. Auch seine eigene Definition von Satz stellt John Ries unter der Überschrift

„Endlösung der Inhaltsfrage“ vor. Danach ist der Satz die „grammatisch geformte kleinste Redeeinheit, die ihren Inhalt im Hinblick auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit zum Ausdruck bringt“ (Ries 1931, 99). Nach Einschätzung von Beat Louis Müller (1985, 23), der über 50 Jahre später ebenfalls eine Vielzahl von Satzdefinitionen diskutiert und sich in seinem Urteil auf den Sprachpsychologen Karl Bühler beruft, war dies eine Definition, „die alles Herkömmliche um Längen übertraf.“

Wiederum einige Jahre später, bei einer Podiumsdiskussion anlässlich der Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache (IDS), wurde die Diskussion um den Satzbegriff wieder aufgenommen – mit dem Ziel, „anhand neuer Vorschläge die Problematik der Konzeptualisierung eines grammatiktheoretisch zentralen Begriffs“ zu erörtern (Hoffmann 1992, 363). Zu der Podiumsdiskussion waren Joachim Buscha, Konrad Ehlich, Karl Erich Heidolph und Bruno Strecker geladen. Ihre Kurzreferate sind im IDS-Jahrbuch abgedruckt, ebenso die kritischen Diskussionsbeiträge aus dem Plenum (vgl. Hoffmann 1992, 363–434). Zusätzlich findet man im IDS-Jahrbuch eine Auflistung von Problemfällen und grundsätzlichen Fragen rund um den Satzbegriff (vgl. Hoffmann 1992, 364–366) sowie eine Materialiensammlung, die eine Auswahl der von Ries zusammengestellten Satzdefinitionen, ergänzt um neuere Definitionen, bietet (vgl. Hoffmann 1992, 366–376). Als „Standard-Problemfälle“ werden von Hoffmann die folgenden genannt (vgl. 1992, 376): Satz-Konjunkte (z. B. *Er kommt, und sie geht*), Parenthesen (*Er kommt – soweit man weiß – heute*), Nebensätze (*Sie geht, weil er kommt*), Vokative (z. B. *Ober!*), Interjektionen (z. B. *Aha!*), Imperative (z. B. *Komm!*), Ellipsen (z. B. *Ein Bier!*) und selbständige Antwortausdrücke (z. B. *Nein!*). Die ersten drei Problemfälle beziehen sich auf Sequenzen, die mehr als einen Satz zu umfassen scheinen, die letzten auf solche, die sich nicht auf Anhiob mit dem Konzept von vollständigen, grammatischen Sätzen in Einklang bringen lassen.

Was die von Ludger Hoffmann angeführten grundsätzlichen Fragen betrifft, so kann hier nur eine Auswahl wiedergegeben werden. Sie zeigen, welche Aspekte damals in der Podiumsdiskussion eine Rolle spielten (und noch immer in der Satzdebatte relevant sind): 1) Ist der Satz eher einzelsprachlich oder universal zu konzipieren? 2) Soll man einer formalen oder einer pragmatisch-funktionalen Definition von Satz den Vorzug geben? 3) Kann man in einer Grammatik auch ohne einen Satzbegriff auskommen – und wenn ja, welche andere Einheit kann an diese Stelle treten?

Nicht nur auf dem Podium, auch im Plenum wurde auf diese Fragen kontrovers reagiert. Hier seien nur einige Stimmen wiedergegeben und kritisch kommentiert. So begann Hans Glinz seinen Beitrag mit den freundlichen Worten: „Ich weiß natürlich die schöne Vorlage von Herrn Hoffmann sehr zu schätzen [...] und bitte daher jetzt nur um Entschuldigung, wenn ich mir trotzdem gestatte, in einer ganz anderen Richtung zu argumentieren“ (Glinz, in Hoffmann 1992, 417). Dann fuhr er fort, dass man im Französischen zwischen ‚phrase‘ und ‚proposition‘ unterscheide und dass ‚phrase‘ die Inhaltseinheit sei, die man „mit einem Punkt abgrenzt und die in der gesprochenen Sprache grosso modo mit einem Melodienbogen umfasst wird“. Dagegen sei die ‚proposition‘ das, „was den linguistischen Aspekt im engeren Sinne ausmacht“

(Glinz, in Hoffmann 1992, 417). In diesem Sinne könne ein Satz aus mehreren Propositionen bestehen, aber auch nur eine Proposition darstellen. Eine solche Unterscheidung zwischen Mitteilungseinheit (frz. *phrase*) und Struktureinheit (frz. *proposition*) sei ja auch im Englischen geläufig, wo man von *sentence* und *clause* spreche.

Glinz' Ausführungen zur Mehrdeutigkeit des Wortes *Satz*, wie er sie auch an anderer Stelle vorgetragen hat, sind zutreffend, sie blieben aber, wie Stephan Stein (2003, 46) schreibt, „konsequenzenlos“: Im Deutschen werden die beiden Satzbegriffe (Satz als Mitteilungseinheit/Satz als Struktureinheit) weiterhin nicht terminologisch unterschieden. Das hat zur Folge, dass sowohl eine Satzreihe, die aus mehreren Sätzen besteht, als Satz (*sentence*) bezeichnet wird (vgl. *Der Vorhang fällt, und alle klatschen*), als auch die Bestandteile dieses Satzes, die ja ihrerseits syntaktisch vollständige Einheiten sind (*clause*). Hans Glinz bedauerte damals, dass seine Unterscheidung nicht übernommen werde und er selbst zwar den Terminus *Proposition* in seinen Arbeiten verwende, dieser aber in der deutschen Grammatikschreibung „keine Furor“ (Glinz, in Hoffmann 1992, 417) gemacht habe. Aufgrund der im Deutschen üblichen Verwendung des Terminus *Proposition* in der Semantik und der Pragmatik wäre der Vorschlag von Glinz, den Ausdruck auch für die Syntax zu übernehmen, jedoch irreführend. Wenn überhaupt, ist hier eher der Terminus *clause* aus dem Englischen geeignet.

Als Reaktion auf Glinz' Diskussionsbeitrag meldete sich bei der IDS-Tagung Günther Grewendorf zu Wort. Er betonte, dass es ihm grundsätzlich müßig scheine, über den Satzbegriff zu debattieren:

[E]inen theoretischen Begriff der Linguistik unabhängig von einer Theorie klären zu wollen, dies kommt mir ungefähr so vor, als wolle man herausfinden, ob die Suppe schmeckt, bevor man sie gekocht hat. (Grewendorf, in Hoffmann 1992, 420)

Angesichts ihrer Allgemeinheit kann man dieser Feststellung natürlich kaum widersprechen. Allerdings stellt sich – und zwar nicht nur wegen der historisch bedingten Vielgestaltigkeit und Mehrdeutigkeit des Satzbegriffs – die Frage, ob man *Satz* überhaupt als zentrale Analyseeinheit der Syntax beibehalten sollte. Wenn man dies möchte, muss man sich in jedem Fall vor dem „Kochen der Suppe“ entscheiden, ob man den Satz pragmatisch, d. h. als Muster für kleinste, potentiell selbständige Äußerungen, definieren will. Dann kann man aber nicht Deppermanns Analyse folgen, um die spezifische Funktion von Sätzen in Gesprächsbeiträgen herauszuarbeiten, denn der pragmatischen Definition zufolge wären ja *alle* selbständigen Einheiten in Gesprächsbeiträgen satzförmig. Oder man begreift Sätze – wie Deppermann es voraussetzt – strukturell, dann hat man aber keinen pragmatisch offenen Satzbegriff mehr, sondern definiert Sätze als Einheiten, die mindestens ein finites Verb und dessen obligatorische Ergänzungen enthalten. Dies scheint mindestens ebenso plausibel wie die erstgenannte Definition, stellt aber den Sonderstatus von Sätzen in der Syntax in Frage, denn neben Syntagmen mit finiten Verben können ja auch andere

Syntagmen potenziell als selbständige Äußerungen auftreten und syntaktisch analysiert werden (z. B. *Her mit dem Geld!*).

Schlägt man nun noch einmal den Bogen zu obiger Diskussion des Verhältnisses von Parole und Langue, sieht man, wo die Lösung des Problems liegen könnte. Da Sprachgebrauch und Sprachsystem sich permanent wechselseitig beeinflussen und die Langue sich nur in der sozialen Interaktion herausbilden kann, ist prinzipiell nicht absehbar, *welche* Formen in der Parole entstehen und syntaktisch zu analysieren sind. Mit anderen Worten: Ein syntaktisches Konstitutionssystem ist stets nach oben hin offen. An der Stelle, wo sich etwa in einer Konstituentenstrukturgrammatik das Symbol S für ‚Satz‘ befindet, müsste daher eigentlich ein Fragezeichen stehen (vgl. Stetter 2005, 229). Dieses Fragezeichen markiert gewissermaßen die „Schnittstelle“ von Langue und Parole (ebd., 230, vgl. auch Schneider 2008, 176–181) und verdeutlicht damit auch die Unabsehbarkeit des Sprachwandels und der sprachlichen Varianz.

Macht man sich diese Sichtweise zu eigen, dann wird der Satzbegriff entlastet, und der Satz lässt sich Einheit des Sprachgebrauchs definieren, orthografisch betrachtet als diejenige Einheit, die mit einem Großbuchstaben beginnt und mit einem Schlusszeichen endet. In diesem Sinne kann man sagen, dass prototypische geschriebene Texte – also z. B. Zeitungsberichte oder Kurzgeschichten, nicht aber Einkaufslisten oder Wunschzettel – aus Sätzen bestehen. Ein solcher Satzbegriff trägt der schriftorientierten Grammatiktradition Rechnung. Dagegen ist in Bezug auf die gesprochene Sprache die Kategorie ‚Satz‘ als zentrale Analyseeinheit höchst umstritten (vgl. Abschnitt 4). Allerdings kommen, wie wir gesehen haben, auch in Gesprächsbeiträgen Sätze – im Sinne des u. a. von Deppermann vertretenen strukturellen Satzbegriffs – vor.

Halten wir also fest: Wenn man Sätze aus orthografischer Sicht betrachtet, dann orientiert man sich schlicht daran, ob ein Satzschlusszeichen steht. Das hat aber zur Folge, dass nicht alle Sätze, die man auf diese Weise identifiziert, im syntaktischen Sinne auch satzförmig sind. So ist z. B. die Sequenz *So weit, so gut!* nach dieser Auffassung ein Satz. Will man diese Mehrdeutigkeit nicht in Kauf nehmen und rein syntaktisch argumentieren, dann ist folgende Alternative möglich: Man bezeichnet – sowohl in Bezug auf die gesprochene als auch die geschriebene Sprache – nur solche Äußerungen als Sätze, in denen ein finites Verb auftritt. Bei beiden Alternativen ist der entscheidende Punkt aber der Folgende: Der Satz wird als eine Einheit der Parole definiert und ist – aufgrund der oben beschriebenen Offenheit des Konstitutionssystems – nur eine der verschiedenen Analyseeinheiten in der Syntax, zu deren Domäne alle komplexen Zeichen gehören, die in der Parole als Äußerungen realisiert werden und als komplexe syntaktische Types beschreibbar sind.

4 Äußerungen als kommunikativ-funktionale Einheiten

Damit kommen wir zu einer genaueren Betrachtung des Terminus *Äußerung*, der in der germanistischen Linguistik, wie bereits erwähnt, erst seit den 1970er-Jahren im Gebrauch ist. Wenden wir uns zunächst der Gesprochenen-Sprache-Forschung zu, da dieser Terminus hier eine zentrale Rolle spielt. In der Arbeit von Rainer Rath aus dem Jahr 1979 wird der Ausdruck erstmals verwendet. Rath führt dazu aus, dass die gesprochene Sprache durch ihren interaktiven Charakter geprägt sei, dass deshalb die Segmentierungsprinzipien andere als in der geschriebenen Sprache seien und man die Lautsprache deshalb auch nicht nach Sätzen untergliedern könne. Diese Auffassung bringt er auch einige Jahre später, in einem Aufsatz zur „Einheitenbildung in der Standardschriftsprache und in der gesprochenen Sprache“ deutlich zum Ausdruck. Hier heißt es u. a.:

[D]ie Schriftsprache ist nach Sätzen gegliedert, der „Satz“ ist ihr Angelpunkt. Gilt dies auch für die Sprache des spontanen Dialogs? Oder sind in der gesprochenen Sprache andere Gliederungsprinzipien, andere Segmentierungsprinzipien wirksam? Diese Fragen sind von erheblicher theoretischer und praktischer Bedeutung. (Rath 1990, 200)

In seinem bekannten Einführungswerk *Gesprochenes Deutsch* nimmt Johannes Schwitalla den Terminus *Äußerung* ebenfalls auf und widmet ihm ein eigenes Kapitel, das er mit den folgenden Worten beginnt: „Die Segmentierung gesprochener Lautketten macht beim Sprechen und Hörverstehen eigentlich keine Probleme. [...] Umso problematischer ist die Rekonstruktion der Einheitenbildung in der Theorie“ (Schwitalla 2012, 84). Weiter referiert Schwitalla verschiedene Ansätze, die zur Segmentierung gesprochener Sprache vorgeschlagen wurden, und präsentiert abschließend seinen eigenen Gliederungsvorschlag. Demnach basiert die Gliederung gesprochener Sprache auf vier Ebenen (vgl. Schwitalla 2012, 85). Die Äußerungseinheit steht dabei nicht auf der untersten Komplexitätsebene, ihr folgt noch eine weitere Gliederungseinheit. Die vier Ebenen sind die folgenden:

- a) die höchste Ebene, die den Redebeitrag bildet (= turn),
- b) zusammengehörende Blöcke von Intonationsphasen,
- c) Äußerungseinheiten,
- d) Teile von Äußerungseinheiten.

Als prototypisch für die Ebene c) nennt Schwitalla „Sätze mit einer Intonationsstruktur“; weiter gehören für ihn auch „Responsive (*ja*) wegen ihres dialogischen Status als Antwort und kurze Sprechakte (*halt mal; pass auf*) dazu“ (Schwitalla 2012, 85). Das Ende von Äußerungseinheiten erkenne man daran, „dass ein syntaktischer Abschluss mit fallender Intonation, leiserem Sprechen, einer Etceteraformel (*und so*) und einer Pause zusammenfällt“ (Schwitalla 2012, 85). Allerdings stellt sich hier die Frage, ob

auf diese Weise eine systematische Segmentierung durchgeführt werden kann – und ob es überhaupt sinnvoll ist, hier die strukturalistische Operation des Segmentierens als Verfahren anzusetzen. Stephan Stein hält in seiner Arbeit zur „Einheitenbildung im geschriebenen und gesprochenen Deutsch“ (die in der Tradition von Rainer Rath steht) dazu kritisch fest: „Kriterien für die Segmentierung sind sprachsystembezogener Natur, wohingegen Kriterien für die Gliederung sprachgebrauchsbezogener Natur sind“ (Stein 2003, 16). Daraus folge, so Stein (2003, 16), dass man die Gliederungseinheiten aus dem Interaktionsgeschehen selbst herausfiltern müsse, nicht aus den Prinzipien der Satzstruktur. Doch stellt sich dann immer noch die Frage, wie dies geschehen kann. Peter Auer bringt das Problem auf den Punkt: „In der mündlichen Sprache lassen sich Handlungen zwar identifizieren, jedoch nicht problemlos aus dem Transkript ‚herausschneiden‘: es ist schwierig, ihre Ränder gegen die Nachbarhandlungen exakt zu bestimmen“ (Auer 2010, 6).

Bislang haben wir den Terminus *Äußerung* nur in Relation zur gesprochenen Sprache betrachtet, spätestens jetzt ist es an der Zeit, auch die geschriebene und die gebärdete Sprache einzubeziehen. So weist Meibauer (2008) in seiner Abgrenzung von Satz und Äußerung (s. o.) darauf hin, dass auch schriftliche Mitteilungen als Äußerungen zu klassifizieren seien, sofern sie in einer konkreten Kommunikationssituation stehen. Diese Auffassung ist in der Linguistik keineswegs unumstritten, oft wird wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass das Vorkommen von Äußerungen an die Lautsprache geknüpft sei. Dem kann entgegengehalten werden, dass auch im Geschriebenen spontane Interaktionen möglich sind (z. B. in Chat-Konversationen), so dass es hier ebenso berechtigt scheint, Kommunikationsbeiträge nach Äußerungseinheiten (und nicht nach Sätzen) zu gliedern. Es gilt also keineswegs, dass „die Schriftsprache“, wie Rainer Rath schreibt (s. o.), generell „nach Sätzen“ (im traditionellen Sinne) gegliedert ist, auch in der geschriebenen Sprache treten Ausdrucksmittel auf, die nicht mit einer am Ideal der grammatischen Vollständigkeit orientierten Satzdefinition erfasst werden können. Vor allem in Beiträgen, die in einem eher informellen, nächsprachlichen Duktus (sensu Koch/Oesterreicher 2011 u. ö.) verfasst sind, kommen solche Ausdrucksmittel vor – und zwar unabhängig davon, ob sie gesprochen (z. B. in Stammtischdiskussionen) oder geschrieben (z. B. in Chat-Konversationen) sind. Das zeigt der folgende Ausschnitt aus einem Facebook-Dialog, in dem bereits der erste Beitrag mit einem aus traditioneller Sicht unvollständigen Satz beginnt: A: „Juhuuuu morgen ab nach Köln zum Karneval!!! [...]“, B: „[XY] und ich wollten auch nach Köln zum Karneval, doch wurde mein Urlaub gestrichen, da Engpass im Labor.“

Äußerungseinheiten stellen aber nicht nur in der gesprochenen und geschriebenen Sprache eine relevante Kategorie dar, dasselbe gilt auch für die Gebärdensprache, in der manuelle (Hände und Arme) und nicht-manuelle Komponenten (Gesichtsausdruck, Blick, Kopf, Oberkörper, Mundbild) eingesetzt werden (vgl. Boyes Braem 1995, 14). Auch die Gebärdensprache ist auf mehreren Ebenen strukturiert, die von der sublexikalischen Ebene (dem Phonem in der Lautsprache) bis zur Ebene des Gesprächs

reichen, und auch hier ist es nur konsequent anzunehmen, dass in spontanen Interaktionen nicht Sätze gebärdet werden, sondern diese Teile von Äußerungen sind.

Noch etwas zur Terminologie: Der Ausdruck *Äußerungseinheit* ist nur einer der Termini, der in der Linguistik verwendet wird, um kommunikative Handlungen zu bezeichnen. In der Duden-Grammatik ist stattdessen von *funktionalen Einheiten* die Rede. Diese werden als Einheiten definiert, denen die Gesprächsbeteiligten „eine separate Funktion im und für den Kommunikationsprozess zuschreiben“, sie werden also „primär funktional, nicht syntaktisch oder prosodisch bestimmt“ (Duden 2009, 1221f.). Das kommt unserem modalitätsübergreifenden Ansatz insofern entgegen, als hier die Prosodie als Gliederungsprinzip explizit ausgeklammert wird. Als Beispiele für funktionale Einheiten werden Äußerungen genannt, welche die Aufmerksamkeit des Hörers erregen (z. B. *Vorsicht! Achtung!*) oder als Adressierungen (z. B. *Hans, kommst du?*) oder Bedingungen (z. B. *Hans, wir können das – wenn du uns dabei unterstützt – auch anders lösen*) zu interpretieren sind. Es ist offensichtlich, dass es hier genau um solche Phänomene geht, die für einen schriftzentrierten Satzbegriff problematisch sind (z. B. Ellipsen, Vokative, Parenthesen).

Der Terminus *funktionale Einheit* findet sich auch in dem Buch von Fiehler et al. (2004), das den Titel *Eigenschaften gesprochener Sprache* trägt. Das verwundert nicht, da Reinhard Fiehler sowohl der Autor des einschlägigen Duden-Kapitels als auch Hauptautor des Buches ist. So wird auch hier die Frage diskutiert, nach welchen Kriterien die gesprochene Sprache untergliedert werden kann und welche Positionen sich dazu in der Forschung finden (vgl. Fiehler 2004, 175–204). Weiter führen die Autoren an, dass man sich in einer frühen Phase der Gesprächsforschung zunächst an der Kategorie ‚Satz‘ orientierte, dann aber den Sprechakt als grundlegende Einheit angesehen habe (z. B. Versprechen, Drohen), dies aber Probleme aufwerfe, weil nicht „weitreichend genug geklärt und operationalisiert [ist], was sprachliche Handlungen sind“ (Fiehler et al. 2004, 185, vgl. dazu auch Auer 2010, 5f.). Auch auf die Bezeichnung *Äußerungseinheit* und die Arbeiten von Rainer Rath wird hier Bezug genommen, ebenso auf weitere Segmentierungsvorschläge, die sich in der Literatur finden (z. B. „Intonation unit“, „Talk unit“, „Turn constructional unit“). Zum Schluss wird der Terminus *funktionale Einheit* eingeführt und ausführlich erläutert (vgl. Fiehler et al. 2004, 204–238). Doch so geeignet dieser Terminus auch scheinen mag: Es fehlt ein Zusatz, der deutlich macht, von welcher Funktion die Rede ist. So spricht man ja auch in der Syntax von funktionalen Einheiten, um Satzglieder von Wortarten (= kategorialen Einheiten) zu unterscheiden.

Im Folgenden definieren wir Äußerungen daher nicht nur als funktionale, sondern als kommunikativ-funktionale Einheiten. Damit nähern wir uns auch der IDS-Grammatik an, in der von „kommunikativen Minimaleinheiten“ (vgl. Zifonun et al. 1997, 86–92) die Rede ist. Mit ‚kommunikativ‘ wird der Tatsache Rechnung getragen, dass eine Sequenz immer in einem Kommunikationszusammenhang stehen muss, um als Äußerung klassifiziert zu werden. Dabei ist es irrelevant, in welcher Modalität sich die Äußerung vollzieht (im Geschriebenen, Gesprochenen oder Gebärdeten oder über

rederebegleitende Gesten). Wichtig dagegen ist, dass durch eine solche Sequenz beim Hörer die Erwartung erzeugt wird, dass sie kommunikativ relevant ist. Äußerungen stellen also im Sinne der Relevanztheorie von Sperber/Wilson (1995) einen ostensiven Akt dar, der einen pragmatischen Folgerungsprozess auslöst. Im Umkehrschluss heißt das aber auch: Wenn eine Handlung kein ostensiver Akt ist (man z. B. jemandem im Bus den Rücken zuwendet, nur weil man sich dann besser festhalten kann), dann liegt auch keine Äußerung vor.

5 Das Schema als basale syntaktische Analyseinheit

In den letzten beiden Abschnitten haben wir den Satz- und den Äußerungsbegriff behandelt. Der Terminus *Äußerung* wurde dabei sowohl auf gesprochene als auch auf geschriebene und gebärdete kommunikativ-funktionale Einheiten bezogen. In Bezug auf den Satz haben wir dargelegt, wie vielgestaltig sein Begriff ist, und weiter die Frage gestellt, ob er tatsächlich als zentrale Analyseinheit der Syntax anzusehen ist und in welcher Relation er zur Äußerung steht. In diesem Abschnitt wollen wir nun – anstelle von ‚Satz‘ – den Begriff des (komplexen) Zeichenschemas als kognitiv-strukturelles Pendant zu ‚Äußerung‘ vorschlagen. Wie sich zeigen wird, eignet sich der Terminus *Schema* als Bezeichnung für die basalen Analyseeinheiten in der Syntax, und er lässt sich auf alle sprachlichen Modalitäten anwenden.

Nähern wir uns dem Schemabegriff zunächst an, indem wir bei der Alltagssprache ansetzen. Wie verwenden wir normalerweise den Ausdruck *Schema*? Wir sagen z. B., dass jemand immer nach demselben Schema verfährt bzw. immer ‚Schema F‘ anwendet. Hieran sieht man bereits, dass der Schemabegriff stark mit dem Regelbegriff zusammenhängt, dass er mit Wiederholung (Iteration) und Gleichförmigkeit in Verbindung gebracht wird. Andererseits bezeichnen wir im Alltag auch bildliche Darstellungen bestimmter Zusammenhänge oder Verfahrensweisen – z. B. in Tabellen- oder Diagrammform – als Schema bzw. schematische Darstellung. Das Adjektiv *schematisch* verhält sich hier analog zum Substantiv *Schema*: Wenn wir von jemandem sagen, er gehe sehr schematisch vor, dann wollen wir damit vielleicht seine Gründlichkeit lobend hervorheben, gleichzeitig hat eine solche Redeweise aber auch den Beigeschmack des Unkreativen und wenig Innovativen.

Der Begriff des Schemas hängt in der Alltagssprache also eng mit den Begriffen ‚Regel‘, ‚Gleichförmigkeit‘, ‚Wiederholung‘ und ‚Anschaulichkeit‘/‚optische Wahrnehmung‘ zusammen. Von diesem Alltagsverständnis ausgehend, wird es nun darum gehen, den linguistisch-philosophischen Schemabegriff vorzustellen und sein Verhältnis zu sprachlicher Innovation und Kreativität auszuloten. Dies führt uns zu Kants Schematismus-Lehre. Danach vermittelt das Schema zwischen reinem Denken und Wahrnehmung; es hat „sowohl Anschauungs- als auch Begriffscharakter“ (Höffe

2003, 154). Durch die Anwendung von Schemata sind wir, Kant zufolge, in der Lage, Anschauungen zu verbegrifflichen und Begriffe zu veranschaulichen. Unseren sinnlichen Begriffen liegen dabei genau betrachtet nicht Bilder, sondern Schemata (als bestimmte Arten von anschauungsaffinen Regeln) zugrunde. Im Schematismus-Kapitel der „Kritik der reinen Vernunft“ veranschaulicht Kant dies u. a. an folgendem Beispiel:

Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliches Bild, was ich *in concreto* darstellen kann, eingeschränkt zu sein. (KrV B, 136)

Ein Schema lässt sich also mit Kant als eine Regel zur Erzeugung einer Gestalt begreifen. Die Regeln, von denen Kant hier spricht, sind dabei eng an die sinnliche Anschauung gebunden. Gleichzeitig ermöglichen sie eine begriffliche Verallgemeinerung und Abstraktion. Die Schematisierung ist dementsprechend ein Verfahren, in dem ein kognitives Schema auf Anschauungen angewandt wird – und umgekehrt.

Dieser Begriff von Schematisierung ist auch für die Linguistik interessant. Die Übertragung des Kant'schen Schemabegriffs in die Linguistik ermöglicht es nämlich, die sprachliche Typenbildung zu konzeptualisieren, ohne dabei – wie in der Generativen Grammatik – von „semantisch leeren Regeln“ (Tomasello 2003, 99) ausgehen zu müssen, also von Signifiants, die von Signifiés gänzlich abgekoppelt sind. Wie weiter oben schon erläutert, stellt die sprachliche Typenbildung eine Verallgemeinerung und Abstraktion von Tokens, d. h. von konkreten Performanzereignissen, dar. Diese Verallgemeinerung und Abstraktion erlaubt die wiederholte Anwendung eines Zeichenschemas, gleichzeitig wird das Schema erst durch diese Wiederholung in der Parole selbst erzeugt. Bezogen auf die Sprache heißt Schematisierung also Typenbildung bzw. Typisierung. Diese lässt sich mit Stetter (2005, 273) als ein „Überschreibverfahren“ einander hinreichend ähnlicher Tokens begreifen (vgl. Abschnitt 2). Die *Langue* ist danach ein System von Types (Zeichenschemata), und die Types sind Mengen einander hinreichend ähnlicher Tokens. Folgt man Stetters Annahme, dass die *Langue* nicht hinter der Parole liegt, sondern nur in dieser gefunden werden kann, dann kann man das Verhältnis von System und Performanz als ein dialektisches Wechselspiel begreifen.

Evidenz für diese Annahme kommt auch aus der Spracherwerbsforschung. Wie Tomasello (2003) empirisch fundiert darlegt, lässt sich der kindliche Spracherwerb als ein Prozess der Herausbildung von Konstruktionen bzw. Zeichenschemata begreifen. Schemata werden einerseits in der sprachlichen Interaktion durch Iteration gelernt; andererseits ist es auch möglich, erworbene syntaktische Schemata z. B. durch Analogiebildungen (vgl. auch Itkonen 2005, Saussure 1997, 262) zu überschreiten und somit Schematisierung und Innovation miteinander zu verbinden. Kindliche Analogiebildungen wie z. B. die transitive Verwendung intransitiver Verben („Die will sich da hin-

knien – knie die mal da hin!“ in Analogie etwa zu „Die will sich da hinsetzen – setz die mal da hin!“) zeugen ebenso von dieser kreativen Fähigkeit wie Wortschöpfungen der Gegenwartssprache (z. B. *jemanden googeln*, *cheffig* oder *geliked*).

Aufgrund der Allgemeinheit seines Begriffs eignet sich das Schema als basale syntaktische Analyseeinheit für alle sprachlichen Modalitäten, d. h. sowohl für die geschriebene als für die gesprochene Sprache (inklusive redegleitender Gesten) und für die Gebärdensprache. In allen diesen Erscheinungsformen von Sprache betont der Ausdruck *Schema* einerseits die Zeichenhaftigkeit/Materialität der fraglichen Einheit und andererseits die Regelhaftigkeit ihrer Bildung (im Sinne musterhafter Verfestigung, engl. *entrenchment*). Auch hat der Schemabegriff etwa im Vergleich zum Konstruktionsbegriff den Vorteil, dass man sich nicht von vornherein auf eine bestimmte ‚Schule‘, hier die Konstruktionsgrammatik, mit all ihren Implikationen festlegt. Allerdings ist der Konstruktionsbegriff grundsätzlich durchaus eine Alternative. Im Folgenden soll er daher in der gebotenen Kürze diskutiert werden, wobei wir auch die Frage stellen werden, ob *Konstruktion* ausschließlich als Alternative zu *Schema* aufzufassen ist oder beide Termini in einem gemeinsamen Ansatz gebraucht werden können.

Die Konstruktionsgrammatik (KxG) entwickelte sich in kritischer Abgrenzung von der Generativen Grammatik (GG), in der die Idee einer regelgeleiteten Generierung von Sätzen im Vordergrund stand und – wie auch in der traditionellen Grammatik – von einer strikten Trennung zwischen Lexik und Syntax ausgegangen wurde. Es ist evident, dass Phraseologismen (z. B. *Tomaten auf den Augen haben*) vor diesem Hintergrund in der GG den zu erklärenden Ausnahmefall darstellen. Die KxG dagegen konzentrierte sich von Anfang an (vgl. etwa Fillmore/Kay/O'Connor 1988) gerade auf solche idiomatischen Wendungen und konstatierte, dass diese als Form-Bedeutungs-Paare anzusehen seien, da sie als Ganzes eine Bedeutung hätten, die nicht als bloße Summe der Bedeutungen ihrer Einzelwörter aufgefasst werden könne. Nach einer häufig zitierten Definition ist eine Konstruktion ein „nicht-kompositionelles“ Form-Bedeutungs-Paar, ein komplexes Zeichen also, dessen Bedeutung nicht allein aus seinen Bestandteilen „vorhersagbar“ ist (vgl. Goldberg 1995, 4). In einer späteren Arbeit formulierte Adele Goldberg eine zweite, modifizierte Definition – mit der Ergänzung, dass nicht nur nicht-kompositionelle Muster Konstruktionen seien, sondern darüber hinaus alle sprachlichen Muster, die mit hinreichender Häufigkeit auftreten (vgl. Goldberg 2006, 5). Es ist auf Anhieb erkennbar, dass nach dieser zweiten Definition tatsächlich jede frequent vorkommende grammatische Einheit als Konstruktion aufgefasst werden kann. Folgt man dagegen der engeren, ersten Definition, so besteht die Forschungsstrategie der KxG darin, für immer mehr grammatische Muster zu zeigen, dass diese nicht-kompositionell sind. So wird z. B. geltend gemacht, dass ditransitive Konstruktionen zwar abstrakt seien, da hier keine spezifizierten lexikalischen Füllungen vorliegen, dass sie aber dennoch als Ganzes eine Bedeutung aufweisen: Sie drücken in der Regel einen Transfer aus (x transferiert y an z). Eine derart ausgerichtete KxG verfolgt also eine der GG entgegengesetzte Stra-

tegie. Während Phraseologismen für Generativisten den Ausnahmefall darstellen, betrachten Konstruktionsgrammatiker kompositionell-syntaktische Muster als den Ausnahmefall.

Stefanowitsch (2009, 569) schlägt vor diesem Hintergrund vor, tatsächlich nur nicht-kompositionelle Muster als Konstruktionen zu bezeichnen, kompositionelle dagegen als „Satzmuster“. Jedoch scheint uns dieser Vorschlag nicht weiterführend, da sich hier wiederum die Frage stellt, wie Satz bzw. „Satzmuster“ definiert werden kann. Zudem ist das Kriterium der Kompositionalität und damit auch das der Nicht-Kompositionalität nicht unproblematisch: Die Idee reiner Kompositionalität beruht auf einer Baustein-Auffassung von Sprache, die aus gebrauchsbasierter Sicht nicht überzeugen kann (vgl. hierzu Schneider 2014). Plausibler ist es, verschiedene Abstraktionsebenen anzunehmen und zwischen lexikalisch spezifizierten Konstruktionen (z. B. Sprichwörtern und anderen Phraseologismen), lexikalisch teilspezifizierten Konstruktionen (z. B. *typisch x*) und abstrakten Konstruktionen (z. B. Ditransitivkonstruktion) zu differenzieren. Je abstrakter eine Konstruktion, desto stärker kommt der Aspekt des Regelwissens und der „Regelschaffung“ (Welke 2009, 521), also der sprachlichen Innovation, ins Spiel. Wenn man ‚Regel‘ dabei nicht generativistisch auffasst, sondern im oben beschriebenen Sinne auf sozial und kognitiv konstituierte Schemata bezieht, dann ergibt sich daraus auch eine gewisse Rehabilitierung des Regelbegriffs. Eine solche Rehabilitierung findet sich auch in dem erwähnten Aufsatz von Klaus Welke, der den Versuch unternimmt, KxG und Valenztheorie zusammenzuführen: Einerseits stecke die jeweilige Bedeutung in der Gesamtkonstruktion, andererseits aber auch im Verb und seiner Valenz.

Wie verhalten sich nun Konstruktion und Schema zueinander? Im Glossar ihres Buches *Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze* definieren Alexander Ziem und Alexander Lasch ‚Schema‘ als ein „kognitives Muster, das aus strukturell ähnlichen sprachlichen Äußerungen hervorgegangen ist“ (Ziem/Lasch 2013, 201). Ergänzend führen sie aus, dass von Unterschieden zwischen ähnlichen Äußerungen abstrahiert werde und das Schema mindestens eine Leerstelle aufweise, die variabel durch „Instanzen“ gefüllt werden könne. Weiter heißt es:

Jede lexikalisch nicht voll spezifizierte Konstruktion (wie schematische Idiome, Argumentstruktur-Konstruktionen, Vergleichssätze usw.) bildet folglich ein Schema. (Ziem/Lasch 2013, 201)

Die von den Autoren vertretene Annahme, dass es eine enge Verbindung von Schema und Konstruktion gibt, halten wir für plausibel. Jedoch fehlt in ihren Erläuterungen der Hinweis darauf, dass lexikalisch voll spezifizierte Konstruktionen ebenfalls Schemata sind. Auch diese können variieren (z. B. hinsichtlich der Aussprache), und auch für diese gilt, dass in der Interaktion von solchen Unterschieden abstrahiert wird. Mit anderen Worten: Jede Konstruktion, ob lexikalisch fixiert oder nicht, muss in der sprachlichen Interaktion als Zeichenschema konstituiert werden. Damit ist unser Schemabegriff auch wesentlich weiter konzipiert als in der Arbeit von Klaus-Michael

Köpcke, der mit seinem „Schema-Modell“ (vgl. Köpcke 1993, 11) die Vielfalt der deutschen Pluralmorphologie zu beschreiben versucht. Zu Köpckes kognitivem Ansatz gibt es zwar Parallelen (vgl. seine Definition: „Unter Schemata werden abstrakte, vom Sprecher des Deutschen gespeicherte Gestalten verstanden“, Köpcke 1993, 10), doch bezieht Köpcke den Schemabegriff auf die morphologische Ebene, während wir davon ausgehen, dass auf allen sprachlichen Ebenen Schemata zu verorten sind.

Damit kommen wir zu einer weiteren Frage, die an dieser Stelle zu klären ist: Sind Konstruktion und Zeichenschema extensional identisch? Und wenn nicht, wo liegt der Unterschied? Eine Möglichkeit der Differenzierung besteht darin, Konstruktionen als *komplexe Zeichenschemata* aufzufassen. Einzelmorpheme würden dann – wie bei Langacker (1987 und 2009) – nicht als Konstruktionen, gleichwohl aber als Schemata gelten, denn auch diese können variabel realisiert werden. Der Ausdruck *Konstruktion* legt ja auch – anders als *Schema* – nahe, dass es sich dabei um komplexe Einheiten handelt, die aus mehreren Teilen bestehen. Alle Konstruktionen sind demnach Schemata, aber nicht umgekehrt. Dafür spricht auch der Umstand, dass man unter dem Schemabegriff auch bildhafte Darstellungen wie Tabellen und Diagramme erfassen kann (s. o.). Den Begriff ‚Konstruktion‘ sollte man dagegen aus Gründen der terminologischen Klarheit auf *sprachliche* Schemata beschränken.

Unser Schemabegriff ist also wesentlich weiter gefasst als Köpckes Schemabegriff und auch weiter gefasst als der Konstruktionsbegriff – gemeinsam sind aber beiden die Wiederholbarkeit, die Musterhaftigkeit und der Zeichencharakter. In diesem Sinne besteht auch eine große Affinität zwischen Schema und Type. Ebenso wie Zeichenschemata können Types sowohl einfach als auch komplex sein. Jedoch ist es sinnvoll, den Type-Begriff – ebenso wie den Konstruktionsbegriff – nur auf sprachliche Zeichen zu begrenzen. Mit dem Ausdruck *Type* wird zudem immer die Relation zum Token fokussiert, während *Schema* allgemeiner die Vermittlung von Kognition und Anschauung zum Ausdruck bringt. Ein Schema lässt sich in diesem Sinne – frei nach Kant – als eine implizite, anschauungsgebundene Regel zur Erzeugung einer Gestalt begreifen.

Schließlich besteht auch eine große Ähnlichkeit zwischen Schema und Muster. Darauf weist auch die oben zitierte Schemadefinition aus Ziem/Lasch (2013, 201) hin, nach der ein Schema eine „kognitive Struktur bzw. ein kognitives Muster“ ist. Diese Darstellung des Verhältnisses von Schema und Muster macht deutlich, dass der Musterbegriff noch weiter gefasst ist als der Schemabegriff. Ein Muster kann auch etwas ganz Konkretes sein, wie z. B. ein Teppichmuster, das bestimmte Eigenschaften eines Teppichs „exemplifiziert“ (vgl. Goodman 1998, 63–72). Exemplifizieren bedeutet hier (nach Goodman 1998): als Beispiel für ein bestimmtes Zeichen fungieren und etwas Bestimmtes daran selektiv hervorheben. So hebt das Teppichmuster eben nur bestimmte Eigenschaften eines Teppichs, etwa seine Farbe, Musterung und Weichheit, nicht aber seine Größe und seinen Preis, hervor. Damit ist genau das beschrieben, was ein Muster auch im alltäglichen Sinne leistet: die selektive Exemplifikation.

Im Vergleich zu *Muster* macht *Schema* dagegen deutlich, dass es sich bei den zu untersuchenden Entitäten nicht nur um ‚externalisierte‘, sinnlich wahrnehmbare Muster (wie etwa Teppichmuster), sondern auch um kognitive, virtuelle Muster handelt. Der Schemabegriff eignet sich zudem für die syntaktische Analyse aller sprachlichen Modalitäten. Um dies klarer zu machen, widmen wir uns abschließend der Frage, wie die Entstehung komplexer Types modalitätsübergreifend konzeptualisiert werden kann. Dazu ist es sinnvoll, den Blick zurück auf das in Abschnitt 2 diskutierte Saussure-Zitat zum ‚Satz‘ (*la phrase*) zu richten.

Wie bereits erläutert, ordnet Saussure den Satz der Parole zu, da er durch eine „Freiheit der Kombinationen“ („la liberté des combinaisons“, CLG, 172) gekennzeichnet sei. Was hier von Saussure indirekt angesprochen wird, ist, dass es ein flexibles Regelwissen gibt, das umso relevanter wird, je abstrakter die Konstruktionen sind. Bei diesem Regelwissen geht es um die Beherrschung syntagmatischer und paradigmatischer Relationen – eine Fähigkeit, die für den Spracherwerb von entscheidender Bedeutung ist und z. B. auch in Tomasellos Diskussion abstrakter Konstruktionen thematisiert wird (vgl. Tomasello 2003, 144–195). Davon abgesehen spielen diese Überlegungen in der Konstruktionsgrammatik aber nur eine marginale Rolle, was damit zusammenhängt, dass die KxG in ihren Analysen zunächst auf idiomatische Syntagmen ausgerichtet war. Mittlerweile gibt es zwar Arbeiten, die Aspekte der Syntagmatik und Paradigmatik in die KxG integrieren (u. a. Verhagen 2009, Welke 2009, Schneider 2014) – insgesamt wird das Thema aber ausgeblendet, was möglicherweise damit zu tun hat, dass die Termini *syntagmatisch* und *paradigmatisch* mit dem Strukturalismus in Verbindung gebracht werden, der in den gebrauchsbasierten Ansätzen der KxG keine große Wertschätzung genießt. Verzichtet man aber auf das so wichtige Konzept syntagmatischer und paradigmatischer Relationen, dann lässt sich grammatische Flexibilität kaum noch modellieren. Stattdessen muss man eine Unzahl von Einzelkonstruktionen als feste Form-Bedeutungs-Paare annehmen – und mutet dem Konstruktionsbegriff damit möglicherweise zu viel zu (vgl. Deppermann 2011, 231). Das von der Generativen Grammatik immer wieder vorgetragene Argument, dass schon kleine Kinder in der Lage sind, Sätze zu verstehen und zu bilden, die sie noch nie zuvor gehört haben, ist ja nach wie vor aktuell und verdient eine gebrauchsbasierte Reformulierung.

Kommen wir vor dem Hintergrund dieses Postulats noch einmal auf Stetters Konzeption der Typisierung und seinen Langue-Begriff zurück. Die Langue ist danach ein System von Types, die sich als Mengen einander hinreichend ähnlicher, aber nicht identischer Tokens, als Kopien ohne Original (vgl. Stetter 2005, 15) fassen lassen. Somit stellt das Modell Varianz und Veränderlichkeit der Types von vornherein in Rechnung. Entscheidend für die Typisierung und auch für die Entstehung komplexer Zeichenschemata ist der oben bereits erläuterte Begriff der *Exemplifikation*, der besagt, dass etwas selektiv hervorgehoben wird, wobei dieses Hervorheben aber nicht bewusst geschehen muss. In der sprachlichen Performanz (also beim Sprechen, Schreiben und Gebärden) findet diese Exemplifikation nach Stetter (2005, 82ff.) stets

auf drei Ebenen statt. Mit jeder Äußerung eines sprachlichen Tokens exemplifiziert man nicht nur den jeweiligen Type, sondern auch eine spezifische syntaktische und eine semantische Verwendung. So wird mit der Äußerung des Satzes *Luca spielt im Hof* (a) die Wortform *spielt* syntaktisch und semantisch anders exemplifiziert als in dem Satz *Du kannst doch nicht sagen, dass Geld keine Rolle spielt* (b). In (a) exemplifiziert *spielt* die Verwendung dieses Verbs in Verbzweitstellung (in Kombination mit einem Lokaladverbial), in (b) Verbendstellung (in Kombination mit einem Akkusativobjekt). In (a) exemplifiziert *spielt* semantisch die wörtliche Bedeutung, in (b) die metaphorische in einem Phraseologismus. Berücksichtigt man weiter noch den jeweiligen pragmatischen Kontext, wird deutlich, dass in jeder sprachlichen Performanz gleichzeitig mehrere Ebenen exemplifiziert sind. Verkürzt gesagt kann man sich den Spracherwerb als ein permanentes aktives und rezeptives Exemplifizieren vorstellen: Man exemplifiziert durch sein Reden, Schreiben und Gebärden, und man versteht bzw. missversteht die auf diese Weise vorgetragenen Exemplifikationen anderer.

Ein solcher Ansatz ist auch mit konstruktionsgrammatischen Überlegungen kompatibel und kann für diese sogar eine sinnvolle Bereicherung darstellen, denn er eröffnet die Möglichkeit, individuelle Schematisierungen im Spracherwerb wie folgt zu modellieren: Abstrakte komplexe Schemata entstehen dadurch, dass reichhaltige paradigmatische und syntagmatische Varianten exemplifiziert werden, bei lexikalisch teil- und vollspezifizierten Konstruktionen ist vor allem die paradigmatische Varianz geringer, und bei Sprichwörtern und Floskeln handelt es sich um Muster, die als Ganzes gelernt werden. Dennoch weisen auch diese – was z. B. die Aussprache angeht – ein gewisses Maß an Varianz auf.

Grundsätzlich gilt: Die Exemplifikation lässt sich sowohl auf einfache als auch auf komplexe Zeichen anwenden. Durch wiederholte Exemplifikation baut sich beim Kind ein differentielles Sprachsystem auf, in welchem – mit Saussure gesprochen – jedes einfache und jedes komplexe Schema seinen eigenen Wert (*valeur*, CLG, 155ff.) erhält, der aufgrund fortwährender Schematisierungsprozesse immer leicht variiert und sich auch ganz verschieben kann. Dies genau besagt ja das Saussure'sche Prinzip der Arbitrarität und Differenz (vgl. Saussure 2003, Jäger 2011, Schneider 2014). Jedes Wort und jede Konstruktion erhält im „Überschreibverfahren“ durch fortwährende Exemplifikationen a) einen Gestalt- oder Type-Wert, b) einen syntaktischen Wert und c) einen semantischen Wert (vgl. Stetter 2005, 82ff., 202 und 279f.) – ergänzen könnte man noch d) einen pragmatischen Wert, wobei allerdings die Trennung von Semantik und Pragmatik aus gebrauchsbasierter Perspektive schwierig ist. Exemplifizieren ist also viel mehr als bloßes Iterieren, denn es wird ja nicht nur der Type-Wert durch Iteration konstituiert, sondern es werden gleichzeitig fortwährend syntaktische und semantische Kontexte exemplifiziert und mental gespeichert. Und genau hier eröffnet sich ein interessantes Feld für die Zusammenarbeit von Linguistik, Kognitionspsychologie und Neurologie.

Der Begriff der Exemplifikation verweist somit auf ein sprachliches Grundverfahren, das im Spracherwerb und im Sprachgebrauch eine konstitutive Rolle spielt.

Ein Vorteil dieses Konzepts ist, dass es die medialen Eigenschaften und die Varianz von Sprache berücksichtigt und daher als oberflächennah und performanzorientiert bezeichnet werden kann. Bei einem solchen Ansatz ist es naheliegend, syntaktische Schematisierung sowohl modalitätsübergreifend als auch modalitätsspezifisch zu beschreiben. Dass Exemplifikation im Gesprochenen anders vor sich geht als im Geschriebenen, wird in der Grammatikforschung mittlerweile verstärkt berücksichtigt. So haben wir es in der gesprochenen Sprache mit Online-Syntax-Phänomenen (vgl. Auer 2000, Duden 2009, 1198–1213) zu tun, die spezifische syntaktische Strukturen (wie z. B. Apokoinu-Konstruktionen) begünstigen; in der geschriebenen Sprache dagegen stellt die Starre der Textur andere mediale Spielräume bereit (vgl. Stetter 1997, 273ff., Dürscheid 2012, 24–34); und auch für bestimmte Formen computervermittelter schriftlicher Interaktion müssen u. U. andere Formen der Schematisierung angenommen werden (vgl. Albert 2013). Die Gebärdensprache wiederum ist medial anders organisiert, da hier in der Kommunikation sowohl die Zeit als auch der Raum genutzt werden (vgl. Fehrmann/Jäger 2004).

Diese unterschiedlichen Spielräume der Medialität, die hier nur angedeutet werden können, sollen in unserem geplanten Handbuch zu „Satz, Äußerung, Schema“ genauer ausgelotet werden. Interessant und beispielhaft wird dabei u. a. Ellen Fricke's Konzept einer multimodalen Grammatik sein (vgl. Fricke 2012). In ihrer semiotisch fundierten Argumentation begreift Fricke die gesprochene Sprache als ein multimodales Zeichensystem, in welchem Gesten die Rolle von Wörtern übernehmen können: z. B. *Das war [Zeigegeste Daumen hoch]!* statt *Das war klasse!* Andererseits können – wie Fricke zeigt – Gesten in der Kommunikation auch als grammatische Attribute eingesetzt werden (vgl. Fricke 2012, 189–202). Das ist z. B. dann der Fall, wenn eine Dreiecksgeste begleitend zu einer Äußerung wie „Wir haben am Sonntag diese gelben Kacheln angeschaut“ ausgeführt wird. Indem Fricke solche redebegleitenden Gesten als schematisierte Einheiten beschreibt, nähert sie sich den Einheiten der Gebärdensprache an. Gleichzeitig berücksichtigt sie aber, dass die Oppositionen in der Gebärdensprache mannigfaltiger sind, da die Gebärdensprache – wie die Laut- und die Schriftsprache – über eine zweifache Gliederung (doppelte Artikulation) in bedeutungstragende und bedeutungsunterscheidende Einheiten verfügt. In diesem Sinne spricht Fricke auch treffend von einer „Skalierung der Typisierbarkeit“ (Fricke 2012, 81): Die Artikulationsspielräume sind bei redebegleitenden Gesten viel größer als bei Gebärden, Gebärdensprachsysteme sind ungleich differenzierter.

6 Fazit

Unsere Ausführungen sollten einen Eindruck davon vermitteln, in welche Richtung eine Syntaxtheorie gehen könnte, die (Multi-)Modalität, Medialität und Performanz hinreichend berücksichtigt. Weiter war es uns ein Anliegen, deutlich zu machen,

dass syntaktische Analysen nicht nur – wie bisher – auf Lautsprache (auditiv) und Schriftsprache (visuell) ausgerichtet sein sollten, sondern auch die Gebärdensprache (visuell) und redegleitende Gesten, als Kombination der visuellen und auditiven Modalität, einbeziehen sollten. Weil dies bislang nicht der Fall war, stand in der Syntaxforschung auch nicht die Frage im Fokus, welche syntaktischen Beschreibungseinheiten über alle Modalitäten hinweg geeignet sein könnten. Wir haben diese Frage hier aufgenommen und dafür argumentiert, dass der Terminus *Schema* passend ist, wenn man – modalitätsübergreifend – komplexe sprachliche Zeichen benennen möchte. Weiter haben wir gezeigt, dass die Grammatik aller drei Modalitäten auf der Umsetzung von Schemata beruht und dass bei dieser Schemabildung die Exemplifikation eine entscheidende Rolle spielt.

An dieser Stelle möchten wir aber auch deutlich machen, dass der Terminus *Satz*, den wir in Abschnitt 3 ausführlich thematisiert haben, bei allen Problemen, die seine Definition mit sich bringt, ebenfalls eine wichtige Beschreibungskategorie für die Linguistik darstellt. Auf den Prüfstand gestellt haben wir ihn ja nicht nur wegen der Definitionsschwierigkeiten (diese gibt es bei anderen linguistischen Termini wie *Wort* und *Text* auch), sondern weil er durch die logische Tradition äußerst belastet ist und zudem den Fokus traditionell zu sehr auf eine bestimmte Modalität, nämlich auf die geschriebene Sprache, lenkt. Vor allem aber wird die Kategorie ‚Satz‘ einem grundlegenden sprachlichen Verfahren nicht gerecht: dem der Schemabildung. Hinzu kommt ein weiteres Problem, auf das wir ebenfalls hingewiesen haben: Da prinzipiell nicht absehbar ist, welche gesprochenen, geschriebenen und gebärdeten Parole-Phänomene in der *Langue* tatsächlich schematisiert werden, wäre es unangemessen, wenn man in der Syntax den Satz (als Struktureinheit, die aus einem finiten Verb und seinen Argumenten besteht) als zentrale Analyseinheit ansehen würde. Zwar erfüllen Sätze in der gesprochenen und geschriebenen Sprache spezifische kommunikative Funktionen – sie eignen sich aufgrund ihrer Argumentstruktur in besonderer Weise zum Referieren und Prädizieren –, doch stehen sie in dieser kommunikativen Funktion neben anderen komplexen sprachlichen Zeichen, die ebenfalls einen Schematisierungsprozess durchlaufen haben. Gezeigt wurde dies am Beispiel von verblösten Konstruktionen vom Typus *Her mit dem Geld*, die ja auch in der Konstruktionsgrammatik eine zentrale Rolle spielen.

Abschließend sei nochmals betont: Wir brauchen in der Linguistik Termini, mit denen man die Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Modalitäten beschreiben kann. In Bezug auf die Syntax eignen sich dafür *Schema* (als Basiskategorie in der *Langue*) und *Äußerung* bzw. *kommunikativ-funktionale Einheit* als Terminus für Erscheinungen des Sprachgebrauchs. Gleichzeitig ist es aber auch wichtig, sich klarzumachen, dass für die unterschiedlichen Zeichenarten spezifische mediale Produktionsbedingungen zu berücksichtigen sind. So werden mündliche Sprachzeichen lautlich prozessiert, schriftliche visuell. Diese unterschiedlichen Produktionsbedingungen führen dazu, dass die verschiedenen Modalitäten ihre je eigene Syntax herausbilden. Auf die Unterschiede zwischen der Syntax der gesprochenen und

geschriebenen Sprache wird in neueren Arbeiten denn auch zu Recht immer wieder verwiesen; das Augenmerk sollte aber – nicht zuletzt in linguistischen Einführungs-
werken – auch darauf gerichtet werden, welches die spezifischen Merkmale in der
Syntax der Gebärdensprache sind.

7 Literatur

7.1 Verwendete Abkürzungen

- CLG/E (I): Saussure, Ferdinand de (1967ff.): *Cours de linguistique générale*. Edition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden.
- CLG: Saussure, Ferdinand de (1972): *Cours de linguistique générale*. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris.
- GRF: Saussure, Ferdinand de (2001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 3. Aufl. Berlin/New York.
- KrV B: Kant, Immanuel (1911): *Kritik der reinen Vernunft*, zweite Auflage. In: Ders: *Gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademieausgabe), Band III. Berlin.

7.2 Literatur

- Albert, Georg (2013): *Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum*. Berlin.
- Aristoteles (1986): *Kategorien*. Hrsg. von K. Oehler. Berlin (Aristoteles' Werke in deutscher Übersetzung Bd. 1).
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: *Sprache und Literatur* 85, 43–56.
- Auer, Peter (2010): Zum Segmentierungsproblem in der Gesprochenen Sprache. In: *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures* 49.
- Bloomfield, Leonard (1926): A set of postulates for the science of language. In: *Language* 2, 153–164.
- Boyes Braem, Penny (1995): *Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung*. 3., überarbeitete Auflage. Hamburg.
- Chomsky, Noam (1957): *Syntactic Structures*. The Hague.
- Deppermann, Arnulf (2011): Konstruktionsgrammatik und Interaktionale Linguistik: Affinitäten, Komplementaritäten und Diskrepanzen. In: Alexander Lasch/Alexander Ziem (Hg.): *Konstruktionsgrammatik III. Aktuelle Fragen und Lösungsansätze*. Tübingen, 207–240.
- Deppermann, Arnulf (2012): Über Sätze in Gesprächsbeiträgen – wann sie beginnen und wann man sie braucht. In: Colette Cortès (Hg.): *Satzeröffnung. Formen, Funktionen, Strategien*. Tübingen (Eurogermanistik 31), 1–14.
- Duden (2009): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. 8. Auflage. Mannheim u. a. (Duden 4).
- Dürscheid, Christa (2012): *Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller*. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Göttingen (UTB 3740).

- Fehr, Johannes (1997): Saussure: Zwischen Linguistik und Semiologie. Ein einleitender Kommentar. In: Saussure (1997), 17–226.
- Fehrmann, Gisela/Ludwig Jäger (2004): Sprachraum – Raumsprache. Raumstrategien in Gebärdensprachen und ihre Bedeutung für die kognitive Strukturierung. In: Ludwig Jäger/Erika Linz (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München, 177–191.
- Fiehler, Reinhard u. a. (2004): Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen (Studien zur Deutschen Sprache 30).
- Fillmore, Charles J./Paul Kay/Mary Catherine O'Connor (1988): Regularity and idiomacity in grammatical constructions. The case of *let alone*. In: Language 64, 501–538.
- Fricke, Ellen (2012): Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken. Berlin/Boston (Linguistik – Impulse und Tendenzen 40).
- Goldberg, Adele E. (1995): Constructions: a Construction Grammar Approach to Argument Structure. Chicago/London.
- Goldberg, Adele E. (2006): Constructions at Work: The Nature of Generalization in Language. Oxford.
- Goodman, Nelson (1998): Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Übersetzt von Bernd Philippi. 2. Auflage. Frankfurt a. M.
- Hennig, Mathilde (2006): Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis. Kassel.
- Heringer, Hans Jürgen (1972): Deutsche Syntax. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin/New York.
- Höffe, Otfried (2003): Kants Kritik der reinen Vernunft. Die Grundlegung der modernen Philosophie. München.
- Hoffmann, Ludger (Hg.) (1992): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin/New York (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1991).
- Itkonen, Esa (2005): Analogy as Structure and Process: Approaches in linguistics, cognitive psychology and philosophy of science. Amsterdam/Philadelphia.
- Jäger, Ludwig (2010): Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg.
- Kant, Immanuel (1911): Kritik der reinen Vernunft. In: Ders: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften (Akademieausgabe), Band III. Berlin. – Zitiert als KrV B.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie. Tübingen.
- Langacker, Ronald W. (1987): Foundations of Cognitive Grammar. Stanford.
- Langacker, Ronald W. (2009): Cognitive (Construction) Grammar. In: Cognitive Linguistics 20, 167–176.
- Linz, Erika (2002): Indiskrete Semantik. Kognitive Linguistik und neurowissenschaftliche Theoriebildung. München.
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (2011): Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin/New York (Romanistische Arbeitshefte 31).
- Matthews, Peter (1993): Central concepts of syntax. In: Joachim Jacobs u. a. (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research. Berlin (HSK 9.1), 89–117.
- Meibauer, Jörg (2008): Pragmatik. Eine Einführung. 2., verbesserte Auflage, unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 2001. Tübingen.
- Müller, Beat Louis (1985): Der Satz: Definition und sprachtheoretischer Status. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 57).
- Paul, Hermann (1919): Deutsche Grammatik. Bd. 3, Teil IV. Syntax. Halle a. S.
- Platon (1990): Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch; übers. von Friedrich Schleiermacher, hrsg. von Gunther Eigler. Darmstadt.

- Rath, Rainer (1979): Kommunikationspraxis: Analysen zur Textbildung und Textgliederung im gesprochenen Deutsch. Göttingen.
- Rath, Rainer (1990): ‚Satz‘ und ‚Äußerungseinheit‘. Syntaktische und interaktive Struktur in der Sprache? In: Eynar Leupold/Yvonne Petter (Hg.): Interdisziplinäre Sprachforschung und Sprachlehre. Tübingen, 197–216.
- Ries, John (1931): Was ist ein Satz? Beiträge zur Grundlegung der Syntax. Heft III. Prag.
- Saussure, Ferdinand de (1967ff.): Cours de linguistique générale. Edition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden. – Zitiert als CLG/E (I).
- Saussure, Ferdinand de (1972): Cours de linguistique générale. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris. – Zitiert als CLG.
- Saussure, Ferdinand de (1997): Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt a. M.
- Saussure, Ferdinand de (2001): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Übersetzt von Herman Lommel. 3. Auflage. Berlin/New York. – Zitiert als GRF.
- Saussure, Ferdinand de (2003): Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Ludwig Jäger. Übersetzt und textkritisch bearbeitet von Elisabeth Birk und Mareike Buss. Frankfurt a. M. (stw 1677).
- Schneider, Jan Georg (2014): Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive. Berlin/New York (Linguistik – Impulse & Tendenzen 29).
- Schneider, Jan Georg (2014): In welchem Sinne sind Konstruktionen Zeichen? Zum Begriff der Konstruktion aus semiologischer und medialitätstheoretischer Perspektive. In: Alexander Lasch/Alexander Ziem (Hg.): Grammatik als Netzwerk von Konstruktionen? Sprachwissen im Fokus der Konstruktionsgrammatik. Berlin/Boston.
- Schwitalla, Johannes (2012): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin (Grundlagen der Germanistik 33).
- Sperber, Dan/Deidre Wilson (1995): Relevance. Communication and Cognition. 2. Auflage. Oxford.
- Stefanowitsch, Anatol (2009): Bedeutung und Gebrauch in der Konstruktionsgrammatik. Wie kompositionell sind modale Infinitive im Deutschen? In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37, 565–592.
- Stein, Stephan (2003): Textgliederung. Einheitenbildung im geschriebenen und gesprochenen Deutsch: Theorie und Empirie. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 69).
- Stetter, Christian (1997): Schrift und Sprache. Frankfurt a. M.
- Stetter, Christian (2005): System und Performanz. Sprachtheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist.
- Tomasello, Michael (2003): Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition. Cambridge (Mass.).
- Verhagen, Arie (2009): The conception of constructions as complex signs: Emergence of structure and reduction to usage. In: Constructions and Frames 1.1, 119–152.
- Welke, Klaus (2009): Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37, 514–543.
- Ziem, Alexander/Alexander Lasch (2013): Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze. Berlin/Boston (Germanistische Arbeitshefte 44).
- Zifonun, Gisela et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Band 1. Berlin/New York.